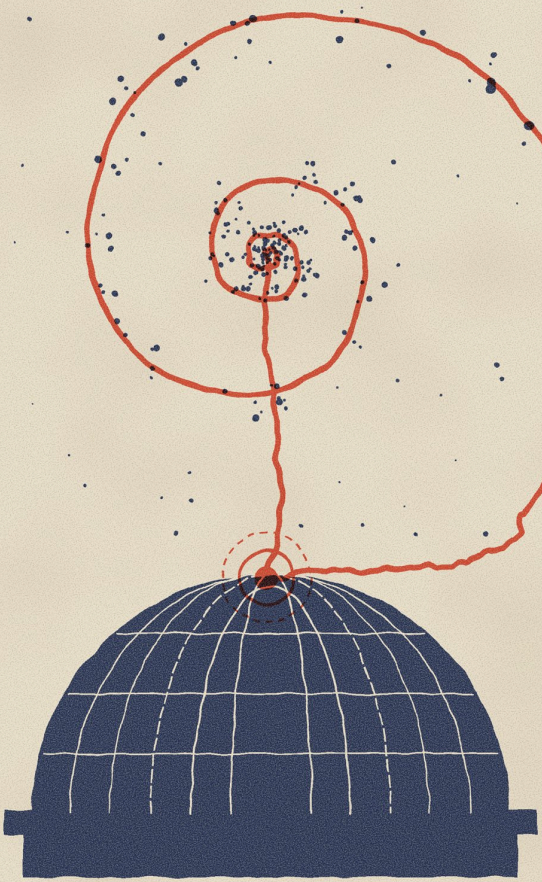
DER LETZTE ZOOM



DIRK GOLDBACH

ROMAN

DIRK GOLDBACH

Der letzte Zoom

Roman

LESEPROBE

Erster Teil:
Hinauszoomen

1. Die Kuppel

Bochum, Oktober 2026

Die Vorführung beginnt an einem Punkt innerhalb unseres Sonnensystems und entfernt sich.

So habe ich es mir gemerkt, und so schreibe ich es hin, obwohl es zweiundvierzig Jahre her ist und ich nicht mehr weiß, ob die Stimme aus dem Lautsprecher das so gesagt hat oder ob ich es mir später so zurechtgelegt habe. Das Gedächtnis ist ein Sachbearbeiter, der seine Akten nachträglich ergänzt. Ich weiß, wovon ich rede. Ich war vierzig Jahre lang Sachbearbeiter.

Es war ein Dienstag im März 1984. Ich war zweiundzwanzig, studierte an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Gelsenkirchen und hatte einen Nachmittag frei, weil ein Dozent für Kommunalabgabenrecht krank geworden war. Ich weiß nicht mehr, warum ich ins Planetarium gegangen bin. Vermutlich, weil es warm war und dunkel und weil man dort eine Stunde lang sitzen konnte, ohne dass jemand etwas von einem wollte. Ich hatte in der Schule Biologie als Leistungskurs gehabt, nicht Physik, und von den Sternen wusste ich ungefähr so viel, wie man aus den Asterix-Heften lernt: dass sie einem nicht auf den Kopf fallen.

Der Saal war halb leer. Eine Schulklasse aus Herne, ein paar Rentner, ein Paar, das sich küsste, sobald das Licht ausging. Ich setzte mich in die vierte Reihe, die Kollegmappe mit meinem Namen auf den Knien. Die Sitze ließen sich nach hinten

kippen, und man lag da wie beim Zahnarzt, nur dass über einem nicht die Lampe hing, sondern der Himmel.

Zuerst kam die Sonne, dann die Planeten, die an uns vorbeizogen wie Bojen an einem Schiff. Saturn mit seinen Ringen, die Schulklasse machte „Oooh“. Dann wurde die Sonne ein Stern unter vielen, und die vielen wurden ein Band, und das Band wurde eine Scheibe, und auf einmal sahen wir die Milchstraße von außen, eine Spirale, ein Strudel aus Licht, und der Sprecher sagte, irgendwo da drin, am Rand eines Arms, seien wir. Ich weiß noch, was mir einen Augenblick lang durch den Kopf ging: Wer hat das fotografiert? Niemand natürlich. Es war gemalt oder gerechnet. Aber in dem Moment war es unwichtig.

Wir entfernten uns weiter. Die Milchstraße wurde ein Fleck unter Flecken. Andere Galaxien tauchten auf, erst einzeln, dann in Gruppen, dann in Haufen, wie Bienen um einen Stock. Und dann geschah etwas, das ich bis heute nicht richtig beschreiben kann. Die Haufen ordneten sich. Nicht zu einem Muster wie auf einer Tapete, sondern zu Fäden. Lange, gebogene, leuchtende Fäden, zwischen denen große schwarze Löcher klafften, und die Fäden waren nicht gerade, sondern gedreht, als hätte jemand sie zwischen zwei Fingern gezwirbelt, und je weiter wir zurückwichen, desto mehr sahen sie aus wie das, was ich im Biologieunterricht an die Tafel gezeichnet hatte. Zwei Stränge. Eine Leiter, verdreht.

Ich habe mich aufgesetzt. Das weiß ich noch genau, weil der Sitz unter mir knarrte und eine der Rentnerinnen sich umdrehte.

Und dann blieb das Bild stehen.

Es fror nicht ein wie ein Videoband, das hängt. Es blieb einfach stehen, als hätte jemand die Hand auf ein Rad gelegt. Ein, zwei Sekunden lang hingen die Fäden über uns, still, und dann ging das Saallicht an, gelb und flach, und eine Männerstimme, nicht die Sprecherstimme vom Band, sagte: „Meine Damen und Herren, wir müssen die Vorführung an dieser Stelle leider beenden. Wir bitten um Ihr Verständnis."

Niemand beschwerte sich. Die Schulklasse hatte beim Saturn noch „Oooh" gemacht, bei den Fäden nicht mehr, und war froh, früher hinauszukommen. Das Paar war schon vorher gegangen, die Rentner zogen ihre Mäntel an. Man war 1984 noch nicht so sehr Kunde, wie man es heute ist. Wenn einem gesagt wurde, dass etwas aufhört, dann hörte es eben auf.

Ich blieb sitzen, bis ein Mann im grauen Kittel durch die Reihen kam und sagte, ich müsse jetzt wirklich gehen. Draußen regnete es. Ich bin zur Straßenbahn gelaufen und habe mich die ganze Fahrt über gefragt, was als Nächstes gekommen wäre.

Wenn man weiter zurückgeht. Wenn die Fäden kleiner werden und sich zu etwas zusammenfügen, das man von noch weiter weg als ein einziges Ding sieht. Was ist das dann? Eine Zelle? Ein Atom? Und wenn es ein Atom ist, ist es dann ein Atom in etwas anderem, in einem Stein, in einem Baum, in einer Hand? Und ist der Baum, die Hand, der Stein dann wiederum irgendwo in einer Welt, die so aussieht wie unsere, mit einer Sonne und Planeten und einem Planetarium, in dem ein junger Mann sitzt und sich fragt, was als Nächstes gekommen wäre?

Das war der Gedanke. Er hat mich nicht mehr verlassen. Er hat nicht gestört, er war einfach da, wie ein Möbelstück, um

das man herumgeht.

*

Von meinem Küchenfenster aus sehe ich die Kuppel. Ich wohne in Grumme, dritter Stock, seit 1997, und über die Dächer hinweg sieht man die graue Halbkugel, im Winter ganz, im Sommer nur den Scheitel zwischen den Bäumen an der Castroper Straße. Sie liegt da wie ein Ei, das jemand vergessen hat. Gerda hat immer gesagt, ich hätte die Wohnung nur wegen der Aussicht genommen. Das stimmt nicht. Ich habe sie wegen der Miete genommen. Aber die Aussicht hat geholfen.

Gerda ist seit drei Jahren tot. Ihr Strickkorb steht noch neben dem Sessel am Fenster, mit einem angefangenen Schal darin, rot, und einem Knäuel, aus dem der Faden heraushängt. Katrin sagt, ich soll ihn wegräumen. Ich habe es nicht getan. Ich weiß nicht, wem ein Schal gehört, von dem nur die Hälfte existiert.

Ich habe Gerda einmal von dem Gedanken erzählt, ganz am Anfang, als wir uns noch Dinge erzählten, um herauszufinden, ob der andere darüber lacht. Sie hat nicht gelacht. Sie hat gesagt: „Dann schreib's halt auf, Matthes."

Ich habe es versucht, 1991, an einer Schreibmaschine, die ich mir von der Behörde geliehen hatte. Drei Seiten. Sie fingen an mit „These:" und hörten auf mit einem Satz, in dem das Wort „gewissermaßen" zweimal vorkam. Ich habe sie in einen Ordner gelegt, Rückenschild „Sonstiges", und den Ordner habe ich im Juni beim Ausräumen des Kellers wiedergefunden, zwischen den Nebenkostenabrechnungen von 2004 und Katrins Zeugnissen. Die Seiten waren vergilbt, und der Gedanke war immer noch da. Er war nicht gealtert. Nur ich.

Seit Februar bin ich pensioniert. Man hat mir eine Torte geschenkt und eine Urkunde und einen Bildband über das Ruhrgebiet, den ich schon hatte. Man hat mir gesagt, jetzt hätte ich endlich Zeit. Das ist ein merkwürdiger Satz. Als hätte ich die Zeit vorher nur geliehen und bekäme jetzt endlich meine eigene.

Ich habe die Zeit genutzt, um zu lesen. Ich habe Bücher gekauft, deren Titel mit „Das Universum" anfangen, und ich habe sie mit Bleistift gelesen, mit Fragezeichen am Rand und gelegentlich einem Ausrufezeichen. Ich habe gelernt, dass die Fäden, die ich 1984 gesehen habe, tatsächlich existieren. Man nennt sie das kosmische Netz. Ich habe gelernt, dass sie keine Doppelhelix bilden, sondern eher einen Schaum, und dass ein Mann namens Mandelbrot schon vor fünfzig Jahren geglaubt hat, die Welt wiederhole sich selbst, und dass die meisten Astronomen das für widerlegt halten, aber nicht alle. Ich habe gelernt, dass es Physiker gibt, die glauben, unser ganzes Universum könnte im Inneren eines Schwarzen Lochs liegen, das in einem anderen Universum liegt, das wiederum in einem Schwarzen Loch liegt. Ich habe die Stelle dreimal gelesen und dann das Buch zugeklappt und eine Weile aus dem Fenster auf die Kuppel geschaut.

Ich bin also nicht verrückt. Oder wenn, dann in Gesellschaft.

Im September habe ich angefangen, mit der Maschine zu reden. So nenne ich sie. Katrin hat sie mir eingerichtet, als sie im Sommer zwei Tage hier war, damit ich, wie sie sagte, „jemanden zum Fragen" habe. Ich glaube, sie meinte: jemand anderen als sie. Die Maschine ist höflich. Sie widerspricht mir, aber sie tut es so freundlich, dass ich es manchmal erst beim

zweiten Lesen merke. Als ich ihr meine Theorie erklärt habe, hat sie geschrieben, als Bild sei die Idee stark und habe ehrwürdige Vorläufer, als physikalische Theorie fehle ihr aber noch einiges. Dann hat sie mir eine Liste von Dingen gegeben, die eine Theorie braucht. Was, wie, wo, warum, und woran sie scheitern würde.

Ich habe die Liste ausgedruckt und an den Kühlschrank geklebt. Unter den Zettel vom Zahnarzt.

Und ich habe gemerkt, dass ich das nicht kann. Ich kann nicht rechnen, was man rechnen müsste. Ich kann nicht messen, was man messen müsste. Ich habe jahrzehntelang Grundstücke vermessen lassen, Flurstücke zugeordnet und Erbbaurechte verlängert, und ich weiß, wie man eine Grenze zieht, aber nicht, wie man beweist, dass es keine gibt.

Gestern Abend habe ich der Maschine geschrieben: Wenn ich es nicht beweisen kann, kann ich es dann wenigstens erzählen?

Sie hat geantwortet, das sei eine alte Tradition. Viele Gedanken seien zuerst in Geschichten aufgetaucht, bevor jemand sie beweisen konnte. Und in einer Geschichte, hat sie geschrieben, brauche ich den Beweis nicht selbst zu führen. Ich brauche nur jemanden, der es kann.

Das hat mir gefallen. Jemanden, der es kann.

*

Es ist jetzt kurz nach zwei Uhr nachts. Die Kuppel drüben ist dunkel, nur oben am Scheitel glimmt ein schwaches rotes Licht. Als wir hier eingezogen sind, habe ich geglaubt, dort öffne sich nachts ein Spalt für ein Teleskop. Es gibt keinen Spalt. Es ist eine Warnlampe für Flugzeuge. Ich habe mir einen

Tee gemacht und den Laptop auf den Küchentisch gestellt, zwischen die Bücher und die Zettel.

Ich habe mir überlegt, wer es sein soll. Kein alter Mann, davon gibt es schon einen in dieser Küche. Jemand, der jung genug ist, um sich nicht abschrecken zu lassen, und alt genug, um zu wissen, wovor man sich fürchten müsste. Eine Frau, glaube ich. Ich weiß nicht genau, warum. Vielleicht, weil Gerda die Einzige war, die nicht gelacht hat.

Eine Kosmologin. Ich habe nachgeschlagen, wie man das schreibt. Sie arbeitet in Heidelberg, weil ich in Heidelberg einmal auf einer Fortbildung war und weil es dort einen Berg gibt mit Sternwarten oben drauf. Sie heißt Ilka. Ich kenne keine Ilka. Der Name stand auf einem Briefkasten im Haus gegenüber, als ich heute Mittag vom Bäcker kam, auf einem kleinen weißen Schild, mit Kugelschreiber geschrieben. Am Abend bin ich noch einmal hinübergegangen, um sicherzugehen. Das Schild war nicht mehr da.

Das hat natürlich nichts zu bedeuten. Vielleicht habe ich mich mittags verlesen. Und gegenüber wohnen Studenten, die ziehen alle drei Monate um.

Ich habe ein leeres Dokument geöffnet. Ich habe oben hingeschrieben: *Selbstähnlich. Roman.* Das Wort habe ich aus einem der Bücher. Es bedeutet, dass ein Ding im Kleinen so aussieht wie im Großen. Dass jeder Teil das Ganze enthält.

Darunter habe ich den ersten Satz geschrieben. Ich habe lange überlegt, aber eigentlich gab es nur einen.

Die Vorführung beginnt an einem Punkt innerhalb unseres Sonnensystems und entfernt sich.

Ich habe ihn angesehen und gedacht, dass ich ihn schon einmal geschrieben habe, und dann ist mir eingefallen, dass das

stimmt: vor einer Stunde, ganz oben auf dieser Seite. Man fängt eben immer mit demselben an.

Als ich aufgestanden bin, um den Tee wegzuschütten, lag auf der Fensterbank ein Faden. Rot, eine Handbreit lang, an beiden Enden ausgefranst. Er muss aus Gerdas Korb gekommen sein. Der Korb steht zwei Meter weiter, und ich habe ihn seit drei Jahren nicht angerührt.

Ich habe den Faden aufgehoben und zwischen zwei Fingern gezwirbelt, und er hat sich gedreht, wie Fäden sich eben drehen. Dann habe ich ihn neben den Laptop gelegt.

Er liegt noch da. Ich schreibe weiter.

Ende der Leseprobe

Was kommt denn jetzt noch?

Bochum, März 1984: Mitten im Flug hinaus ins All bricht eine Planetariumsvorführung ab. Drei Minuten vor Schluss geht das Licht an, und ein junger Mann bleibt sitzen. Er will wissen, was als Nächstes gekommen wäre.

Zweiundvierzig Jahre später beginnt der pensionierte Verwaltungsbeamte Matthias Lenk einen Roman über eine Kosmologin, die in den Daten des Universums eine Spur findet, die es nicht geben dürfte. Was er erfindet, steht bald vor seiner Tür: ein Name auf einem Briefkasten, eine Visitenkarte von 1984, eine Frau aus Genf, die nur über das Ende reden möchte.

Eine Geschichte vom Größten und vom Kleinsten, von einem Vater und seiner Tochter – und von der Frage, wer hier wen erfunden hat.

© 2026 Dirk Goldbach